Der zähe Saft des alten Lebens

Ein Gruppenbild der Bolschewiki als apokalyptischer Sekte

Gerd Koenen

Ein monumentales Buch – in der Fülle seiner Geschichten, in der Weite seines erzählerischen Atems und in der Höhe seines historiographischen Anspruchs. Der in der Sowjetunion geborene, in Kalifornien lehrende Ethnologe und Historiker Yuri Slezkine macht sich in seinem hoch gelobten, nun auch auf Deutsch erschienenen Werk anheischig, den meteorhaften Aufstieg und das abrupte Verglühen des Weltkommunismus, jedenfalls in seiner ursprünglichen Gestalt, dem Bolschewismus, in eine weit verzweigte und letztlich doch geschlossene epische Erzählung zu bringen.

Slezkine nennt sein Buch eine „Saga“, und das ist es tatsächlich: eine intim verwobene, am Ende tödlich verstrickte Familiengeschichte der mit dem Oktobercoup 1917 und im anschließenden Bürgerkrieg zur Macht gekommenen Gründungskohorte bolschewistischer Berufsrevolutionäre. Mit kunstvoller Lakonie und großteils aus Quellen erster Hand entfaltet der Autor ein Panorama vielfach begabter, alles andere als primitiver, von Gedanken und Leidenschaften getriebener und zerrissener Männer (großteils Männer), die sich im Zuge der Revolution eine moralische Drachenhaut überziehen, in der sie am Ende ersticken oder verkümmern. Tatsächlich wird man in der gesamten Geschichte des 20. Jahrhunderts kaum etwas finden, das dem Begriff einer Tragödie so nahekommt wie die Schicksale dieser „Altbolschewiken“. Selbst Shakespeares Königsdramen wirken wie Kammerspiele im Verhältnis zu dem unbegreiflichen Geschehen, das in den Jahren des Großen Terrors zwischen 1936 und 1939 wie in einem Malstrom rings um den Moskauer Kreml zahllose Leben und Existenzen verschlungen hat, und je näher sie dem von Stalin markierten Zentrum der Macht standen, umso rascher und radikaler.

Diesem dunklen Kern der sowjetischen Historie nähert Slezkines Buch sich durch einen zweifachen Kunstgriff. Der erste und wichtigste besteht darin, die Erzählung um einen zentralen „Topos“ zu gruppieren: jenes 1930/31 in Stoßarbeit errichteten „Haus der Regierung“ am Ufer der Moskwa, schräg gegenüber dem Kreml, in dem ein großer Teil der engeren sowjetischen Machtelite mit ihren Familien untergebracht wurde. Dieser Komplex kombinierte 550 unterschiedlich große, mit modernem Komfort ausgestattete Wohnungen mit allen möglichen Gemeinschaftseinrichtungen (wie Kantine, Ambulanz, Post- und Telegrafenamt, Kinderhort, Friseursalon usw.) sowie mit Bildungs- und Vergnügungsstätten, darunter einer Bibliothek, einem Theater und einem Kinosaal für 1500 Zuschauer. Es war eine nach außen abgeschlossene „Stadt in der Stadt“, die eine avancierte „kommunistische“ Lebensform mit einem individuellen Familienleben verbinden sollte – und beides nie wirklich zusammenbrachte.

Dieser Stoff ist an sich nicht unbekannt. Das „Haus an der Moskwa“ hat in der späten Sowjetzeit Titel und Hintergrund für einen berühmten Roman von Juri Trifonow geliefert, der selbst eins der vielen, in diesem Haus aufgewachsenen Kinder war, deren Eltern im Malstrom der Säuberungen verschwanden. Und eine Reihe wissenschaftlicher und publizistischer Arbeiten sind im Laufe der Jahre über diesen berühmten Wohnkomplex, seine Architektur und seine Bewohner verfasst worden.

Aber Slezkine hat dieses Material in einer völlig neuen Weise aufgenommen und arrangiert. Das „große Haus“ dient ihm als ein Prisma, worin Dutzende Lebensläufe sich in all ihren Verschlingungen und Facetten beleuchten lassen, bis sich so etwas wie ein Charakterbild der frühen bolschewistischen Machtkohorte herauskristallisiert. Er lässt seine „Helden“ wie in einem Reigen auftreten, verschwinden und wiederkehren – bis der Malstrom sie, einen nach dem andern, verschluckt, und ihre nächsten Angehörigen oft mit qualvoller Verzögerung auch. Für diese, alle menschlichen Maßstäbe sprengenden Lebensdramen hat er auf einen großen Fundus veröffentlichter oder unveröffentlichter, zeitgenössischer oder posthumer Erinnerungen, Briefe, Tagebücher, Skizzen usw. zurückgreifen können, und nicht zuletzt auf eine Fülle von Fotos der Hauptfiguren mitsamt ihrer Frauen und Geliebten, Kinder und Angehörigen, die diese „Saga“ zu einem echten, Jahrzehnte umfassenden Familienalbum machen.

Gleichzeitig liefert sein Buch eine dichte Milieustudie der hohen sowjetischen Nomenklatura, die dem stereotypen Bild des bornierten stalinistischen Apparatschiks kaum entspricht. Das „Haus der Regierung“ wird in erster Linie nicht von großteils abwesenden, in ihrer Arbeit aufgehenden oder in ihren mit Büchern bestückten Arbeitszimmern sich verschanzenden Vätern bewohnt, sondern von ihren ausgedehnten Familien. Außer Frauen und Kindern (oft aus erster und zweiter Ehe) sind das Großeltern, verwitwete Tanten oder aus den Hungergebieten geflüchtete Angehörige. Viele von ihnen sind bäuerlicher Herkunft, so wie die Bediensteten und Kinderfrauen auch, die mit zum Haushalt gehören. So entspricht dem Leben in der politisierten Öffentlichkeit ein nach innen gewendetes Privatleben eher traditioneller Art, das sich außer um die hohen sowjetischen Festtage und prominenten kulturellen Ereignisse (mit reservierten Logen und Plätzen in Oper, Ballett oder Schauspiel) zunehmend wieder um die traditionellen Feiertage und Familienereignisse gruppiert, wie Geburtstage, Hochzeiten, Weihnachts- und Sylvesterfeiern.

Die wenigsten führen ein offenes, gastfreies Haus, außer für enge Freunde und Nachbarn. Die vielen „kommunistischen“ Gemeinschaftseinrichtungen werden nur selten in Anspruch genommen, eher schon die Ferienheime und Wochenend-Resorts vor der Stadt; aber auch hier geht der Trend zur „privaten“ Familiendatscha. Die Frauen lassen sich ihre zunehmend eleganten Kleider lieber außerhalb schneidern und machen ihre Einkäufe woanders (am liebsten bei Dienstreisen im Ausland). Und die Kinder spielen in den Höfen, bilden Cliquen, die nach ihren Schulgängen in der gefährlichen Umgebung herumstreifen.

Die Kinder vor allem – unter ihnen der junge Trifonow und seine hochbegabten Freunde – liefern einige der eindrücklichsten Skizzen dieser bolschewistischen Familien-Saga. Als Kleinkinder von ihren in religiösen, archaischen Bilderwelten lebenden Großmüttern und Kinderfrauen erzogen, treten sie in eine Welt ihrer Väter, aber auch ihrer Lehrer und einer offiziellen Kultur der Stalinzeit ein, worin der Kanon eines bolschewistischen Denkens in apokalyptischen Endkampfkategorien sich auf die paradoxeste Weise mit einem gegenläufigen, klassisch-humanistischen Bildungskanon vermischt. Das Jahr des großen Terrors ist auch das Puschkin Jahr, und Puschkins „Onegin“, Tolstois „Krieg und Frieden“, Goethes „Faust“ oder Balzacs „Menschliche Kömödie“ liefern die großen Leseerlebnisse dieser unendlich bildungshungrigen Generation, viel mehr als die sowjetischen Großautoren mit ihren heroischen Bürgerkriegsepen und „negativen“ oder „positiven Helden“.

Hier, bei den Kindern, aber auch den Frauen findet Slezkine den Grund, warum das „sowjetische Zeitalter ... nicht länger als ein Menschenleben“ währte, im Wesentlichen die Geschichte dieser Gründergeneration blieb, die sich im großen Terror schon weitgehend selbst vernichtet und in den „glücklichen Kindheiten“ der Stalinära nur scheinbar fortgezeugt habe.

Das führt allerdings zur Achillesferse des zentralen Arguments, um das herum Slezkine diese ganze gewaltige „Saga“ aufbaut: eine geschichtsphilosophische oder religionsgeschichtliche These, die den Bolschewismus in eine lange Kontinuität millenaristischer (apokalyptischer, messianischer, endzeitlicher) Bewegungen einordnet, welche – vor allem in jüdisch-christlicher Tradition – am Ende eines Jüngsten Gerichts über die alte, korrupte Welt dem Anbruch eines neuen, tausendjährigen Reiches voll ewiger Harmonie entgegenfieberten.

Slezkine, von Haus aus gelernter Ethnologe, belässt es nicht bei Formeln und Andeutungen, sondern er nimmt sein Argument ernst und entfaltet es in einer theoretisch höchst anspruchsvollen Art und Weise, die sich hier weder referieren noch widerlegen lässt. Auch wenn man (wie der Autor dieser Zeilen) unüberzeugt bleibt – es ist ein intellektuelles Vergnügen eigener Art, sich auf diesen, in blitzende Aperçus gefassten Ritt durch die Religions- und Geistesgeschichte einzulassen: von Moses und den Propheten bis Jesus als den Begründer der vielleicht „totalitärsten“ Sekte, die es erfolgreich verstand, sich in eine Reichskirche zu transformieren und in den Gewissen ihrer Subjekte selbst festzusetzen; über Mohammed, der unversehens vom Propheten zum Reichsgründer wurde; bis hin zu den großen Reformatoren und den parallelen millenaristischen Sekten, die Amerika mitbegründet und den Gärstoff der Geschichte Russlands geliefert haben; und von dort schließlich weiter bis Marx als dem Propheten eines kommunistischen Endreichs, der in den Milieus der russischen Intelligenzija seine eigentlichen, treuesten, fanatischsten Schüler gefunden habe: Lenins Bolschewiki.

Trotz aller glänzenden geistesgeschichtlichen Exkursionen bleibt das ein abstrakter, metahistorischer Rahmen der Interpretation. Der „real existierende“ moderne Kapitalismus, Kolonialismus und Imperialismus, die Weltkriege und Weltkrisen, die materiellen Entwicklungssprünge, technischen Innovationen, Umstürze und politischen Neubildungen, Erschütterungen der mentalen Strukturen und überkommenen Weltbilder – kurz: alles, was wir im weitesten Sinne als eine „moderne Welt“ fassen, bleibt dem intensiven, gebannten Blick auf die emotionale, geistige, politische Formierung dieser singulären Machtkohorte der bolschewistischen Gründer und der ungeheuerlichen Schicksale, die sie sich gegenseitig bereitet haben, äußerlich.

Gescheitert seien die Gründer der Sowjetunion, so die paradoxe, letzte Wendung des Buches, weil sie als eine multinationale, nicht zuletzt jüdisch geprägte Sekte trotz aller exzessiven terroristischen Gewalt und intensiven ideologischen Anstrengungen nicht fähig waren, ihren Geist und ihre Gebote ihren von der russischen Orthodoxie geprägten Subjekten tiefer einzupflanzen. „Das Problem des Bolschewismus bestand darin, dass er nicht totalitär genug war“ – indem er die eigenen Kinder Tolstoi oder Dumas statt Marx, Lenin und Stalin lesen ließ; und indem er es auch nach dem Großen Vaterländischen Krieg nicht verstand, anders als die erfolgreichen Kommunisten Chinas, Vietnams oder Koreas, „primär nativistisch“, sprich: national zu werden.

So irritierend diese letzten Auskünfte des Buches klingen – sie ändern nichts an der epischen Spannung und dem weiten Atem dieser bewegenden Erzählung, die einiges Licht ins dunkle Geheimnis dieses Landes und seiner unbewältigten Geschichte wirft.